





MATTHIAS JÜGLER  
MAIFLIEGENZEIT

ROMAN



1



# 1

Wo die Ungewissheit endet, sagte mein Vater vor langer Zeit einmal, beginnt das Träumen. Wir saßen am Ufer der Unstrut, während er diesen Satz vor sich hin murmelte, im Schatten einer Silberweide, mit Blick auf die Weinberge, die, darin waren wir uns einig, jene Landschaft, in der wir lebten, zu etwas Besonderem machten. Er hatte diesen Satz leise und in sich gekehrt gesagt, als spräche er zu sich selbst. Das Wasser, auf das wir blickten, war so trüb und undurchsichtig wie das Verhalten der Fische, die er fangen wollte: golden schimmernde Rotfedern, dickbäuchige Karpfen oder dürre Hechte, auf die Vater manchmal mit selbst gebauten Löffelblinkern angelte.

An diesem Tag hatte er es auf Karpfen abgesehen. Ich interessierte mich damals noch nicht sonderlich für das Fischen und begleitete meinen Vater nur selten, obwohl er mich beharrlich dazu einlud, wenn er sein Angelzeug packte. Vater wusste nie, ob sie in Fresslaune waren, die

Karpfen, ob sie sich täuschen lassen würden von seinem zuckersüßen Teig, den zumindest er für unwiderstehlich hielt, und ob wir überhaupt an der richtigen Stelle waren. Denn nur weil er in dieser Außenkurve, in der seichten Kehrströmung, vor einiger Zeit etwas gefangen hatte, ließ sich dieser Erfolg nicht zwangsläufig wiederholen.

Wo die Ungewissheit endet, beginnt das Träumen. Damals verstand ich nicht, was er mir mit diesem Satz sagen wollte. Und vielleicht verstand auch er es nicht. Aber es klang gut und richtig in diesem Moment und hatte zweifelsohne etwas mit diesem schwer zu fassenden Gefühl zu tun, das er empfand, wenn er am Wasser saß und darauf wartete, dass ein Fisch seinen Köder nahm – davon hatte er oft erzählt. Also gab ich mich zufrieden damit.

Irgendwann biss dann tatsächlich ein Karpfen. Kaum dass er im Kescher lag, stürzte ich mich mit kindlichem Überschwang auf ihn. Der Karpfen war gewaltig, wohl zwischen siebzig und achtzig Zentimeter groß und vielleicht fünfzehn Kilogramm schwer. Mein Vater schätzte ihn später, als wir meiner Mutter davon erzählten, auf zwölf Jahre, wir waren also gleich alt, der Karpfen und ich. Wie er im Kescher vor mir lag, das Maul öffnend und wieder schließend, mit starrem Blick, bemerkte ich eine Reihe von großen Schuppen, die waagrecht vom Kopf bis zur Schwanzflosse verlief. Ich habe in meinem



Leben viele Karpfen gefangen, aber dies war das einzige Mal, dass ich einen Zeilenkarpfen zu Gesicht bekam. Seine makellose Haut erinnerte mich an Vaters Lederschuhe, sie schimmerte bronzefarben in der Sonne. Ich wusste, jedenfalls in der Theorie, dass diese Fische eine enorme Kraft besaßen. Wie kräftig sie wirklich waren, begriff ich erst, als ich den nassen, schleimigen und furchtbar schweren Fisch aus dem Keschnetz hieven wollte, um ihn meinem Vater zu überreichen, der schon den Hammerstiel in seinem Armeerucksack suchte. Damit würde er dem Karpfen einmal kräftig auf den Kopf schlagen, um ihn zu betäuben. Anschließend würde er mit der scharfen Klinge seines Messers in sein Herz stechen, das sich am Ende der Kiemendeckel befindet und das so groß ist wie eine Weintraube. Es würde sofort aufhören zu schlagen. Den Karpfen wollten wir räuchern, bei uns im Hof, wie wir es immer machten, wenn er einen fing. Aber dazu kam es nicht. Der Karpfen zappelte, schlug mit Kopf und Schwanzflosse auf das vertrocknete Gras, die Kiemen auf- und zudrückend, und entglitt schließlich meinen Kinderhänden. Ehe ich mich versah, rutschte er die steile Böschung nach unten, über Vogelknöterich und Weißklee, und landete schließlich im knietiefen Wasser, wo er, nachdem er sich einen Augenblick besonnen hatte, und noch bevor mein Vater den Kescher wieder ins Wasser stoßen konnte, mit der Schwanzflosse schlagend in der Tiefe verschwand.